

„Darf ich auch mal was sagen?“

Die 29. Innsbrucker Wochenendgespräche 2006 hatten literarische Mutter- und Vaterfiguren zum Thema

Die Familie, insbesondere die Eltern, das ist ein Fundus an Geschichten, die jeder hat und denen keiner auskommt. So brachte Olga Flor gleich zu Beginn der 29. Innsbrucker Wochenendgespräche das gemeinsame Thema auf den Punkt. Denn Kinder waren sie alle einmal, die da von Gisela Holzner eingeladen waren, von 18. bis 21. Mai 2006 im Tiroler Landestheater über Mutter- und Vaterfiguren in der Literatur zu diskutieren. Die Moderation hatte Semier Insayif.

Die Gästeliste war bunt gemischt: mehrere Generationen unterschiedlicher Herkunft und mit verschiedenen Erfahrungen mit anwesenden und abwesenden Elternteilen. Dass das Gemeinsame nur ein sehr kleiner gemeinsamer Nenner war, von dem ausgehend sich so viele voneinander abweichende literarische Positionen ableiten ließen, wie Schriftstellerinnen und Schriftsteller anwesend waren, zeigte sich in den Diskussionen schon bald.

Etwas ist allen gemeinsam. „Um das Sprungbein geknotet sind die Familienbände“, so Walle Sayer. Man schreibt, um aufzuarbeiten. Oder man schreibt – wie Olga Flor –, wenn das Erlebte aufgearbeitet ist und Fiktion daraus entstehen kann. Katja Oskamp sieht in ihrem Roman „Halbschwimmer“ durchaus eine Art therapeutisches Schreiben. Anlass zum Buch war ein „Erinnerungskonflikt“. Die Mutter hat diese Erinnerungen, der Vater jene, das Kind wiederum ganz andere, und diese möchte es endlich auch einmal erzählen: „Darf ich auch mal was sagen?“ Eine Sprache muss gefunden werden, die sich durchsetzen kann – für das Kind, um von den Eltern gehört und wahrgenommen zu werden, für die Schreibenden, um das real Erlebte, Ersehnte oder Ausgedachte in Literatur zu verwandeln.

Etwas ist bei allen anders. Die Prozesse, wie aus eigenen Eltern literarische Eltern werden, sind ganz unterschiedlich. Die einen schreiben aus unmittelbarer Nähe, wie eben Katja Oskamp, aber auch Martin Pichler; er berief sich auf Natalia Ginzburg, die sich im „Familienlexikon“ gegen das Erfinden von Familiengeschichten ausspricht. Den nötigen Schutz bei diesem Schreiben unter „größter emotionaler Beteiligung“ bietet die literarische Sprache. Die Möglichkeiten, die in der Erinnerung an die Eltern liegen, benannte Fleur Jaeggy mit einem Bild: „Eltern“, das ist ein „großer Sack“, in den man viel hineinpacken und aus dem man viel herausnehmen kann. Auch Anna Kim bezog sich auf die Erinnerung: Eltern sind immer Erinnerung, und sie sind immer geliebteste und ungebetenste Erinnerung zugleich. Das wirft die Frage auf, wie nahe man bei den eigenen Erfahrungen verharren kann oder wie weit man von

ihnen fortrücken muss, wenn man über Mütter und Väter schreiben will. Für Sepp Mall ist in seinem Schreiben nur der Weg über die Distanz denkbar, als Abrücken von der eigenen Geschichte. Markus Bundi betonte die Chancen des fiktionalen Schreibens; erst dadurch könne man Freiheit gewinnen, für die Handlung und damit auch für Rollenmuster.

Bundi sprach damit ein großes Thema an: Rollenmuster. Was heißt das überhaupt, „mütterlich“ und „väterlich“? Und was heißt es heute? Die Diskussion darüber zeigte vor allem eine große Bandbreite an tradierten aber auch unkonventionellen Zuschreibungen. Und es zeigten sich Sehnsüchte. Wolfgang Hermann erzählte vom Eindruck, den literarische Vaterfiguren früherer Zeiten, etwa der Freiherr von Risach aus Stifters „Nachsommer“, auf ihn gemacht haben. So jemand, wünschte er sich, müsste einem jungen Menschen die Welt erklären. Ähnlich Bernadette Schiefer: In einer Welt der Zerstückelung wachse die Sehnsucht nach Ganzheit; damit begründete sie die Faszination nicht nur an großen Romanfiguren früherer Jahrhunderte.

Doch die heutige Literatur sollte nicht bloß solche Sehnsüchte bedienen. Die Reflexion der eigenen Wirklichkeit als Aufgabe, diesen Anspruch erhoben Olga Flor und Walle Sayer für ihr Schreiben. Und Eleonore Frey unterstrich, dass Texte aus einem Gefälle von Wirklichkeit und Idealbildern entstehen: in den meisten Fällen geht es nicht primär darum, Mütter oder Väter darzustellen, sondern Mutter- oder Vaterschaft ergibt sich oft erst spät im Prozess der Figurengestaltung. Markus Bundi ergänzte: Figuren brauchen eine Geschichte, und so können familiäre Strukturen „über die Hintertür“ auch dort zum Thema werden, wo Familie von vornherein gar kein Thema war.

Einig war man sich, dass man mit den Begriffen „mütterlich“ und „väterlich“ nicht weit kommt. Wie breit gestreut die Assoziationen auch bei den Schreibenden sind, hatte sich in der Debatte gezeigt, und bei den Lesern ist es nicht anders zu erwarten. Solche Begriffe, so Bundi, sollten vermieden werden, stattdessen sei den Lesern über eine entsprechende Figurenzeichnung ein Angebot zu machen, selbst mitzudenken. Zwar gibt es „mythologische Grundmuster für Mütter- und Vaterfiguren“, wie Wolfgang Hermann einwarf, die Begriffe als solche gehörten aber abgebaut, „bis man nicht mehr weiß, was das heißt“ (Eleonore Frey).

„Darf ich auch mal was sagen?“ Mit dieser Frage hatte Katja Oskamp ihre Situation des Schreibens über die Eltern zusammengefasst. Die Frage verweist ihrerseits auch auf Rollenmuster im Sinne von Mutter-Sprache und Vater-Wort – einer Sprache der Geborgenheit einerseits und einer Sprache, die Grenzen festlegt, Gesetze aufstellt. Da ist es nicht weit, meinte Eleonore Frey, zu einer Sprache, die aus Begriffen

Schlag-Wörter und leere Phrasen und aus Müttern und Vätern bloße Klischees macht. Aus dieser Gefahr entsteht eine Verantwortung Wörtern wie Figuren gegenüber, der schreibend nachzukommen ist.

Die Vielfalt dessen, was daraus entstehen kann, wurde anhand der Lesungen an den beiden Abenden im ORF Tirol kulturhaus deutlich. Markus Bundi am ersten und Anna Kim am zweiten Abend übernahmen die Vorstellung der Autoren und ihrer einschlägigen Texte. Aus kindlicher wie erwachsener Perspektive wurde erzählt, die Zuhörer wurden in komische Situationen ebenso wie in beklemmende Zustände versetzt, Alltägliches fand sich neben Groteskem, wie in jenem von Anna Kim gelesenen Text, mit dem Peter Stephan Jungk trotz seiner kurzfristigen Absage einen Beitrag zur Veranstaltung lieferte. Seinem Protagonisten aus „Die Reise über den Hudson“ wird „der nackte Riesenkörper seines Vaters“, der unter ihm im Flusswasser liegt, zum Ausgangspunkt für Reflexion und Erinnerung über die Eltern. Jungk schildert eine abenteuerliche Normalität, an der deutlich wird, wie die Enge, der man nicht auskommt (Olga Flor) aussehen kann. Etwas war und ist allen gemeinsam, auch dem Publikum, das sich nicht nur zu den Lesungen sondern auch zu den Gesprächen in großer Zahl einfand.

Die in diesem Jahr erweiterte Möglichkeit, an den Gesprächen teilzunehmen, Fragen an die Autorinnen und Autoren zu richten und Stellung zu beziehen, wurde in einem Maße wahrgenommen, dass am Ende des Wochenendes Gespräche nicht nur der Schreibenden untereinander sondern auch der Schreibenden mit ihren Lesern geführt wurden.